

Als wir erneut einen Fluss zu überqueren hatten, behauptete Heinrich, dies sei die Weichsel. Wir blieben an ihrem Ufer stehen, und er zeigte nach Norden, wo auch dieser Fluss ins Ostmeer mündete. Die Weichsel führte, da es seit Langem heiß war, wenig Wasser, so brauchten wir keine Furt und hatten nicht viel Mühe, sie zu durchqueren.

Am anderen Ufer ließ Ludger Torks Zügel los, fiel auf die Knie, griff mit beiden Händen in die trockene Erde und ließ sie durch die Finger rieseln.

»Ludger«, fragte ich, »was ist los?«

»Was ist, fragst du? Wir sind in der Heimat. Hier beginnt das Land der Prussen.«

Heinrich nickte. Ich fand Ludgers Kniefall übertrieben, die Erde am Westufer der Weichsel war nicht anders als hier, rutschte aber trotzdem vom Pferd, setzte mich und strich über den Boden. Es wurde ein stiller, feierlicher Augenblick, in dem jeder von uns seinen Gedanken nachhing.

Ludger brach unser Schweigen und sagte: »Ich möchte euch bitten, mich von nun an Legien zu nennen. Das war mein Name in der Heimat, so hat mein Vater mich genannt. Schon mein Großvater hieß so. Alles andere wollten bloß die Mönche.«

Uns allen hatten sie christliche Namen gegeben. Ich hatte zu Hause Norelis geheißt, aber Nikolaus war

längst mein Name geworden. Ein Gefühl wie Ludger – wie Legien – hatte ich nicht. Heinrich zeigte nicht, was er empfand. Sein prussischer Name war Herkus gewesen.

Noch am gleichen Tag hörten wir zum ersten Mal unsere Sprache.

Wir kamen zu einer Burg, so groß, wie wir noch nie eine gesehen hatten, ein abweisendes Bauwerk aus rotem Stein, die Marienburg. Rings um sie herum lebten Prussen – Prusai, wie man in unserer Sprache sagt. Sie redeten leise, fast flüsternd miteinander, es war, als wollten sie nicht, dass jemand anders hörte, was sie sagten. Und doch: es war unsere Sprache.

Vor der Burg war ein Dorf entstanden, mit breiten Wegen und Häusern, mit einem Marktplatz und Handwerk. Wir standen in der Nähe einer Fleischerei, und da wir – mit fünfzehn Jahren – praktisch immer Hunger hatten, stach uns der Geruch in die Nase. Legien fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Die Häuser waren aus verwittertem Holz. Sie wirkten schief und geduckt. Wegen der Wärme arbeiteten die Handwerker draußen vor ihren Türen, ein Schuhmacher, ein Stück weiter ein Waffenschmied, dann ein Tischler, der Bretter fertigte. Hinter dem Dorf lagen Felder im diesigen Sonnenlicht, Bauern schnitten Gras mit der Sense. Den Mittelpunkt des Ortes bildete eine Kirche. Sie war wie die Burg aus rotem Stein. Ein Kreuz prangte über ihrem Eingang.

Legien ließ das Pferd am langen Zügel grasen. Das Dorf, so viel wurde uns schnell klar, war dazu da, die Ritterburg zu versorgen. Immerzu waren Fuhrwerke und Karren unterwegs zum Burgtor. Zwei Soldaten kontrollierten die Wagen, manchmal stachen sie mit ihren Lanzen ins Heu, aber meistens winkten sie sie einfach durch.

Wir schafften es nicht, jemanden anzusprechen, weil

die Leute an uns vorbeihuschten. Ich fand, dass wir drei Gaffer ziemlich dummlich aussahen. Der Geruch der Fleischerei hielt uns fest. Die beiden Ritter, die auf uns zukamen, nahmen wir erst wahr, als sie direkt vor uns waren. Sie trugen Helm und Kettenhemd, darüber den weißen Überwurf mit dem großen schwarzen Kreuz. Jeder von ihnen hatte ein Schwert.

»Was steht ihr hier herum?«, rief der Vordere, der auf einem rotbraunen Hengst saß. »Macht Platz.«

Im ersten Moment waren wir zu überrascht, um uns zu rühren.

»Warum?«, fragte Legien.

»Weil ihr mir im Weg seid.«

Ich sah, wie Heinrich den Oberkörper straffte – er, der nie Befehlen folgte, deren Sinn er nicht einsah. Und hier war der Sinn mehr als zweifelhaft. Der Weg war breit genug, die beiden Männer hätten ausweichen können. Legien rührte sich genauso wenig. Er war wohl der Ansicht, im Land der Prussen sei es nicht angängig, dass Fremde befahlen. Dem Beispiel meiner Freunde folgend, blieb auch ich stehen, auf eine Krücke gestützt.

Der Ritter auf seinem Hengst zögerte. Seine Ungeduld war fast greifbar. Offenbar war er es gewohnt, dass Prussen seinen Anordnungen Folge leisteten. Seine rechte Hand umfasste bereits den Schwertgriff. Der zweite Mann schloss zu ihm auf. Beide hielten ihre Zügel in der Linken, bereit, mit der anderen Hand das Schwert zu ziehen.

Die Straße hatte sich schlagartig geleert. Außer den Handwerkern vor ihren Häusern war niemand mehr zu sehen. Kein Mensch war bereit, uns Hilfe zu leisten. Trotzdem machten wir keine Anstalten, zur Seite zu treten.

Die Ritter ließen uns nicht aus den Augen, und so verharrten wir. Sie saßen auf ihren Pferden, wir standen da und rechneten damit, jeden Moment angegriffen zu

werden. Ich war darauf vorbereitet, mit meiner Krücke wenigstens einen ersten Schwerthieb abzuwehren.

Doch der vordere Reiter riss an seinem Zügel, und mit weiten Sätzen wich sein Pferd uns aus. Der zweite Mann folgte ihm.

Beide traten sie ihren Pferden in die Flanken. Staub wirbelte auf. Ich hatte das gute Gefühl, dass wir sie besiegt hatten.

Aus einer Gasse hinter uns kam ein Mann. Im Schutz der Hauswand blickte er sich um. Er trug einen Strohhut und ein ausgebleichenes Wams. Darunter hatte er knielange Hosen an und grobe Holzpantinen. »Seid ihr Prusai?«, fragte er leise in unserer Sprache.

Legien, noch im Gefühl unseres Triumphes, antwortete laut: »Ja. Ich bin Galinder, meine Freunde hier sind vom Stamm der Natanger.«

»Die Ritter werden gleich zurückkommen. Sie holen Verstärkung«, sagte der Mann.

»Wozu sollten sie Verstärkung brauchen?«, fragte Heinrich. »Sie waren bewaffnet. Wir hatten nur unsere Bögen für die Jagd und die Krücken, um uns zu wehren.«

Der Mann hob den Arm und streckte einen Finger aus. »Aber ob dort hinter dem Haus eure Freunde warten und ihr die Ritter in einen Hinterhalt locken solltet, das konnten sie nicht wissen.« Er schüttelte den Kopf. »Die Deutschen kämpfen nur, wenn sie ihres Sieges gewiss sind.«

»Weil sie Angst vor uns haben?«, wollte Legien wissen.

»Du scheinst sie nicht zu kennen.« Der Mann schob seinen Hut aus der Stirn.

»Wir kennen sie alle nicht«, antwortete ich, »obwohl wir in ihrem Land gelebt haben. Aber dort haben wir sie kaum je zu Gesicht bekommen.«

Der Mann sah mir in die Augen. Er wirkte ernst und schien zu versuchen, meine Antwort zu verstehen.

»Hier könnt ihr nicht bleiben.« Er überlegte kurz.
»Kommt mit.«

Ohne auf unsere Zustimmung zu warten, stapfte er davon. Wir blickten uns an, schauten dann zur Burg hinüber, wo kein Trupp Reiter zu sehen war. Gefahr schien uns nicht zu drohen. Trotzdem war ich dafür, dem Mann zu folgen, und nickte den anderen zu.

Er führte uns an den Rand des Dorfes zu einem Haus, wie ich es aus der Kindheit erinnerte, klein, aus Holz, mit Moos in den Fugen und einem Dach aus Lagen von Gras. Daneben stand eine Scheune, auf die zeigte er. Dort führten wir Tork hinein. Drinnen waren auf halber Höhe Bretter eingezogen, ein Boden, auf dem Stroh lag. Da oben, meinte er, könnten wir zwei oder drei Nächte bleiben. Im Dorf sollten wir uns besser nicht mehr sehen lassen, wir seien nun jedermann bekannt.

Er hatte ein paar Gänse und Hühner. Über seinen engen Hof liefen Kinder. Sie waren barfuß und trugen schmutzige Hemdchen. Ein Mädchen folgte ihnen. Wir versuchten, uns nichts anmerken zu lassen, aber es war uns kaum möglich, den Blick von ihr zu wenden. Ihr Haar fiel ihr bis auf den Rücken herunter, und ihr Gang war geschmeidig und leicht, als berühre sie kaum den Boden. Sie trug ein sommerliches Kleid und war ebenfalls barfuß.

Ihr Vater zog die Scheuentür zu. Wir standen im Halbdunkel. Es war warm in der Scheune, die Luft roch abgestanden.

»Und ihr habt wirklich keine Ahnung, wie es um die Prussen steht?«, fragte er.

Als wir verneinten, erzählte er, dass sich viele Stämme im Aufstand gegen den Deutschritterorden befänden, auch die Galinder und die Natanger und vor allem die Jadwinger, vor deren Fürsten Skomand die Ritter Angst hätten, weil er schon viele von ihnen getötet habe. Sko-

mand sei der größte Held der Prusai. In sein Stammesgebiet trauten sich die deutschen Ritter nicht, weil sie wüssten, dass er sie zurückschlagen würde.

Wir hatten diesen Namen, Skomand, noch nie gehört, aber ich nahm wahr, wie die Augen des Bauern strahlten und ein Lächeln über sein Gesicht huschte, als er uns von ihm erzählte. Nur bei ihnen in Pomesanien, fuhr er fort, in der Nachbarschaft der Burg, gebe es keinen Aufstand, sie besäßen keine Waffen, und die Ritter hier seien übermächtig. Aber weiter im Osten würden die Prusai kämpfen. Um ihre Freiheit. Die Ritter seien bereits weit zurückgedrängt worden. Ich fragte mich, woher er das wusste.

Er spähte aus der Scheunentür. »Da sind sie schon.«

Wir sahen eine Handvoll Ritter durchs Dorf traben.

»Geht ins Haus«, rief er seinen Kindern zu, »los, schnell.« Er ließ die Tür offen, bis er sicher war, dass sie gehorcht hatten.

Wir spürten seine Anspannung – seine Angst. Die Ritter, sagte er, seien auch bei ihnen sehr nervös und ihre Kerker voll. Drei Jungen ohne Beschäftigung, die den Gehorsam verweigerten, aber vielleicht die Verhältnisse vor der Burg auskundschafteten, die wären so verdächtig, dass sie sie gleich einsperren würden.

Wir hätten ihnen nichts getan, wandte ich ein, aber das ließ er nicht gelten. Es gehe nicht darum, was einer getan habe, sondern um die Gefahr, die jemand darstelle. Wir dürften die Ritter nicht reizen. Auch sollten wir nicht zeigen, dass wir in Pomesanien fremd seien, und erst recht nicht zugeben, dass wir Stämmen im Osten angehörten.

»Wir bringen euch in Gefahr«, meinte Heinrich, »deshalb werden wir weiterziehen.«

Der Bauer spähte erneut nach draußen. »Sie rechnen damit, dass ihr bereits verschwunden seid, sonst würden

sie gründlicher suchen. Wenn ich euch ruhig verhaltet, könnt ihr ein paar Tage bleiben.«

Genau wie ich blickten die anderen beiden nach draußen, aber wir suchten keine Ritter. Obwohl der Bauer seine Tochter ins Haus geschickt hatte, hofften wir, sie zu sehen. Das Mädchen ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Und so kam ich auf die Idee, mich am Brunnen im Hof zu waschen. Den Weg dorthin legte ich ohne Krücke zurück und versuchte, möglichst nicht zu humpeln. Ich zog meinen Leibrock aus, steckte den Kopf in einen Eimer, den ich mir hochgezogen hatte, und spritzte mir Wasser auf Brust und Arme. Doch meine geheime Hoffnung, sie würde herauskommen, erfüllte sich nicht.

Einer ihrer Brüder rief uns zum Essen. Der Bauer hatte vier Kinder, drei kleinere und die Tochter, aber offenbar keine Frau mehr. Zu acht saßen wir am Tisch. Es gab Hafergrütze aus Steinschüsseln, die kaum zur Hälfte gefüllt waren.

Die Tochter hatte ein Kopftuch umgebunden und bis in die Stirn gezogen. Sie hatte das gleiche flache Gesicht wie ihr Vater. Aber ihr Haar, das zu einem dicken Zopf geflochten war und aus dem Tuch herausfiel, musste das ihrer Mutter sein. Sie sah uns nicht an und sprach nicht, doch sie hörte aufmerksam zu, als Legien und ich die Fragen ihres Vaters beantworteten. Heinrich aß stumm. Einer der Jungen wollte unsere Namen wissen, wir nannten sie und fragten nach ihren. Sie trugen deutsche, christliche Namen. Die große Tochter hieß Liesbeth.